

**Zur Zukunft der Kirche im Ländlichen Räumen****in der Sitzung der 15. Landessynode am 18. März 2017**

Sehr geehrte Frau Präsidentin, hohe Synode!

Teil I: Was ist „Land“? – Probleme der dünn besiedelten Regionen und ihre Herausforderung für Kirche

Menschen, die Prognosen über die Zukunft anstellen, leben gefährlich. Dafür gibt es zahlreiche Beispiele. Auch in ländlichen Räumen. Und sogar unter Pfarrern. Mein Beispiel: Michael Stifel, der von 1487 bis 1567 lebte. Sein Problem: Er berechnete den Weltuntergang und war dabei so ehrlich – oder naiv – dass er diesen für seine Lebzeiten ankündigte: 19.10.1533. An besagtem Tag versammelt er seine Gemeinde in der Nähe Wittenbergs um sich. Doch der Weltuntergang bleibt aus und Stifel wird durch Gesandte des Kurfürsten in Schutzhaft genommen und mehrfach verjagt. Ironischerweise berief man ihn dann nach Jena – und zwar auf den Lehrstuhl für Mathematik – wo er die Algebra entwickelte bzw. erfand.

Eine recht schwierige Aufgabe haben Sie mir da heute gegeben: Die Zukunft auszuleuchten. Sie ist „SEIN“ Land, wie wir gehört haben, und eben nicht unseres. Also völlig klar, mit dieser Perspektive verlässt ein Vortrag, der zudem wissenschaftlich fundiert sein will, seine Komfortzone. Er vermag es nur, die Trends der Gegenwart auszuziehen und daraufhin Aussichten zu eröffnen, die sehr schnell wieder hinfällig sein können. So kann ich eigentlich dankbar sein, heute als Gast aus der Ferne zu referieren; denn wenn sich meine Prognosen als falsch erweisen, können Sie mich wenigstens nicht verjagen – wie Herrn Kollege Stifel seinerzeit - und Erfurt ist doch ein gutes Stück entfernt.

Immerhin, dass Sie mich aus den neuen Bundesländern, aus einer Landkirche, der EKM, hierher eingeladen haben, impliziert vielleicht eine Prognose, die Sie allerdings getroffen haben: Dass sich nämlich in manchen Dingen die West-EKD darauf zubewegt, was die Ost-EKD jetzt schon prägt. Dass wir die Straße schon weiter gegangen sind in eine Richtung, in die wir gemeinsam unterwegs sind. In Bezug auf die religiöse Indifferenz scheint die KMU V genau das zu zeigen; in Bezug auf die ländlichen Räume – meine Damen und Herren – bin ich mir da nicht so sicher. Klar, Landforscher wie Reiner Klingholz und Philip Oswald sehen das so – und überdies auch die ehemalige Präses und Eberhard Hauschildt: Die Entwicklung im Osten wird auch im Westen kommen.¹ Wenn sie Recht haben, brauche ich Ihnen einfach nur von unserer Gegenwart zu erzählen und dann dürfte es sich für Sie bereits um eine Zukunftsaussage handeln... Aber wie gesagt, ich bin nicht so sicher.

Warum? Ich komme zur zweiten Variablen, die Sie in meinem Vortrag eingebaut haben, und die diesen Vortrag eigentlich unmöglich macht: Die ländlichen Räume. Schon der Plural zeigt an, dass es für ein solches Thema mehrere Vorträge bräuchte. Es gibt eben nicht *den* ländlichen Raum – so wenig wie es *das* Dorf gibt.

¹ Vgl. Reiner Klingholz in zdf frontal 21: Dorfsterben: Kampf gegen Bürokratie. Vom Juni 2015. Oswald Philipp, in: Machowecz, Martin, Sollen wir die Dörfer aufgeben?, zeit online vom 4. April 2013.

Einer der besten Kenner des ländlichen Raumes, Gerhard Henkel, schrieb schon vor Jahren dazu: „Der ländliche Raum ist nicht leicht zu fassen. Er ist vielfarbig und tiefgründig zugleich, von sehr unterschiedlichen Wandlungsprozessen betroffen; seine ausgeprägten regionalen und lokalen Individualitäten, seine vielschichtigen Potentiale und Probleme, entziehen sich einer schnellfüßigen Darstellung und Generalisierung.“² Diese Einschätzung dürfte angesichts der zunehmenden Differenzen zwischen den Teilräumen Deutschlands (Ost und West, Nord und Süd) heute sogar noch zutreffender sein. Der Raumordnungsbericht des Bundes konstatiert entsprechend, dass das Land „weniger denn je eine einheitliche Raumkategorie“³ darstellt und eine Langzeituntersuchung des Thünen-Instituts, in der zehn Dörfer (hier in der Nähe übrigens Kusterdingen) seit 1952 beobachtet werden, kommt zu dem Ergebnis, dass die „Heterogenität der Lebensverhältnisse deutlich zugenommen“⁴ habe. So verzichten gar manche Geografen auf eine Definition des ländlichen Raumes und untersuchen ihn schlicht als „Gegenstück zur Stadt“, so Gerhard Henkel. Demzufolge soll ich jetzt über die Zukunft all dessen reden, was nicht Stadt ist?

Eine Gleichung mit zwei Unbekannten ist nicht lösbar. Und fraglich ist bei meinem Eröffnungsspiel, ob Kirche nicht ebenso wandelbar und fragil – veränderlich ist. Dass sie keineswegs die Konstante in diesem unsicheren Gelände bedeutet, sondern an der Ausdifferenzierung und Heterogenität teilhaben wird, ist meine These, die ich hier schon einmal andeuten möchte.

Die Raumbearbeitung in Deutschland, die vom Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung verantwortet wird, versucht denn auch, den Terminus „ländlicher Raum – Räume“ zu vermeiden. Bereits 2005 haben sie vorgeschlagen, den Raum in Deutschland unabhängig von administrativen Grenzen – also fließend anhand von „Basisstrukturmerkmalen“ oder Kernindikatoren zu typisieren⁵. Dazu gehört zunächst „Besiedelung“ – überwiegend städtisch, teilweise städtisch und teilweise bzw. überwiegend ländlich -, was in die beiden Komponenten „Bevölkerungsdichte und Siedlungsflächenanteil“ zerfällt: „Hoch verdichtete Gebiete stehen genau wie hohe Siedlungsabdeckung für städtisch geprägte Umgebung und gering verdichtete Gebiete und hoher Freiraumanteil für ländlich geprägte Umgebung.“⁶ Es handelt sich hier um *Dichteaussagen!* Nach diesem Zugang sind ländlich einzuordnen: gut 60 % der Fläche Deutschlands mit etwa 18 % der Bevölkerung. Das zweite Basisstrukturmerkmal ist die „Lage“ eines Gebietes im Verhältnis zu den großen Agglomerationsräumen.⁷ Je länger der Weg in das nächste große Zentrum, umso peripherer liegt ein Ort innerhalb der Bundesrepublik. Es werden vier Kategorien gebildet: „sehr zentrale“, „zentrale“, „periphere“ und „sehr periphere“ Lage.⁸ Vereinfacht lässt sich sagen, dass eine Region je weiter

² Henkel, Gerhard, Der ländliche Raum. Gegenwart und Wandlungsprozesse seit dem 19. Jahrhundert in Deutschland, Berlin u.a. 2004, 17.

³ Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hg.), Raumordnungsbericht 2005, (Berichte Band 21), Bonn 2005, 203 (Kursivierung TS). Besonders radikal ist Birgit Hoyer, Seelsorge auf dem Land. Räume verletzbarer Theologie (Praktische Theologie heute 119), Stuttgart 2011, 14f, die für ihr Buch konstatiert: „Dem Land fehlt jegliche Einheitlichkeit – und so muss auch zwangsläufig dieser Arbeit daran mangeln, weil sie sich den Bewegungen ländlicher Räume aussetzt.“ Die Suche „nach einer Definition, nach Kriterien, Grundstrukturen und letztlich einer Konzeption für den ländlichen Raum und die Kirche auf dem Land ... ist gescheitert ...“.

⁴ Becker, Heinrich, Tuitjer, Gesine, Ländliche Lebensverhältnisse im Wandel 1952, 1972, 1993 und 2012. In: Land und Ländlichkeit, APuZ Nr 46-47 Jg 66 (2016), 17-22, hier 22.

⁵ Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hg.), Raumtypen 2010, Bonn 2010 [= BBSR 2010a], unter:

http://www.bbsr.bund.de/cdn_032/nn_1067638/BBSR/DE/Raumbearbeitung/Raumabgrenzungen/Raumtypen2010_vbg/Raumtypen2010__alt.html.

⁶ A.a.O.

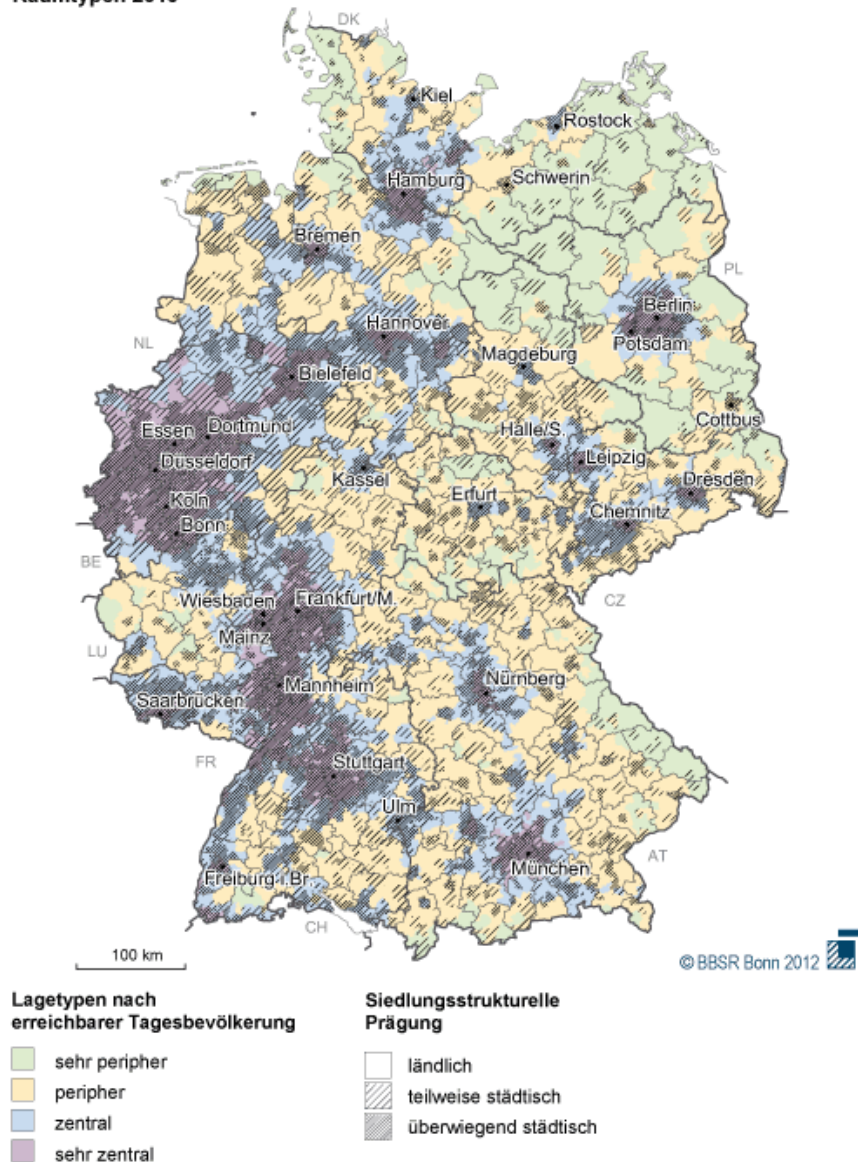
⁷ Mit dieser Raumtypisierung wird nicht nur die Pluralität ländlicher Räume unterstrichen, sondern auch einem gängigen Klischee widersprochen: Als würde man auf dem Dorfe immer entlegen und fernab jeder urbanen Dynamik wohnen. Immerhin 11,3% der Fläche Deutschlands sind „überwiegend ländlich“ strukturiert, liegen aber „zentral bzw. sehr zentral“ – es handelt sich vorwiegend um Dörfer im Umfeld der Ballungsräume.

⁸ Ermittelt wird dies mit Hilfe des BBSR-Erreichbarkeitsindex. Er errechnet sich wie folgt:
$$Z_{ij} = \sum_j B_j \times e^{\beta \times d_{ij}} \quad (B_j = \text{Tagesbevölkerung des Gemeindeverbandes/Einheitsgemeinde } j; e = \text{Eulersche Zahl } 2,7138 \dots; \beta = \text{gewählter Modellparameter} - 0,0693 \text{ entsprechend einer Halbwertsdistanz von } 10 \text{ Minuten; } d_{ij} = \text{Pkw-Fahrzeit zwischen Gemeindeverband } i \text{ und Gemeindeverband } j \text{ in Minuten}).$$
 Vgl. Burgdorf, Eltges u. a., Raumabgrenzungen und Raumtypen des BBSR, 40.

sie vom dazugehörigen Siedlungsschwerpunkt entfernt liegt, desto mehr als peripher eingeordnet werden kann. Nach dieser Einteilung umfassen periphere und sehr periphere Gebiete gut 62 % der Fläche Deutschlands bei 25 % Bevölkerungsanteil.⁹

Beide Unterteilungen können nun noch kombiniert werden, was an der folgenden Karte dargestellt ist (Abbildung 1).

Raumtypen 2010



Datenbasis: Laufende Raumbeobachtung des BBSR
Geometrische Grundlage: BKG, Gemeindeverbände, 31.12.2009

Was heißt das für die Ortschaften, die wir in den Videos gesehen haben?

Stadt Schramberg, Stadt mit 21.000 EW und 5 Stadtteilen; 260 EW/qm, zweitgrößte Stadt des Landkreises; Mittelzentrum, teilweise städtisch, peripher (Landstadt)

Upfingen ist Ortsteil der Gemeinde St. Johann mit 6 Ortsteilen und wird als überwiegend ländlich, peripher, 85 EW/qm, (richtiges Dorf)

Althengstett – 411 EW/km – 3 Ortsteile Gemeinde; Althengstett: 4746 EW, überwiegend städtisch zentral (Großdorf in zentraler Lage)

Glatten – Gemeinde: 2343 EW; Dichte 151 EW/QM, 2 Ortsteile; überwiegend städtisch peripher

Warum typisiert man Räume um diese beiden Indikatoren herum: Dichte und Entfernung? Es sind zwei eminent raumwirksame Faktoren. Denn was schon länger beobachtet wurde¹⁰, bestätigte

⁹ Als sehr zentrale Gebiete können 11,6 % der Fläche Deutschlands eingeordnet werden. In diesen Gebieten wohnen 46,5 % der deutschen Bevölkerung. Auf zentrale Gebiete entfallen 26,4 % der Fläche und 28,2 % der Bevölkerung.

eine Studie des Berlin-Instituts 2011 detaillierter: Dass der Bevölkerungsrückgang eines Gebietes entscheidend von diesen beiden Faktoren abhängt. Die Autoren kommen zu dem Ergebnis, dass besonders „kleine Dörfer stärker in ihrer Zukunftsfähigkeit gefährdet sind als größere Orte“¹¹ und „Je weiter die Entfernung zum Oberzentrum, desto stärker fällt der Bevölkerungsrückgang in allen Siedlungstypen aus – am stärksten jedoch in ländlichen Gemeinden.“ Alle Orte, die innerhalb eines 20-minütigen Erreichbarkeitsradius liegen, „sind im Durchschnitt demografisch stabil“¹² Räume *mit geringer Verdichtung in einer peripheren bzw. sehr peripheren Lage sind die demografischen Problemzonen der Nation.*

Raumeinheit	Aggregat	Bevölkerungsentwicklung (zensusbasiert)
		2011-2014
Stuttgart, Landeshauptstadt	Gemeinde	3,6
GVV Althengstett	Gemeindeverband	-0,2
GVV Dornstetten	Gemeindeverband	-0,1
VVG der Stadt Schramberg	Gemeindeverband	-0,8
St. Johann	Gemeinde	-0,8

Quelle: inkar.de (März 2017)

Hier sei allerdings noch einmal zur Vorsicht gemahnt. Solche Trends können sich schnell umkehren, verändern, stagnieren oder gar beschleunigen.

Wir sind bei dem Superwort „Demografischer Wandel“ angelangt, bei dem die Diskussion dann meist aufhört, weil man dagegen machtlos ist. Ich möchte damit anfangen und zunächst differenzieren: Hinter dem „Demografischen Wandels“ stecken auf dem Land drei zu unterscheidende Prozesse. 1) Lag in früheren Zeiten die *Geburtenrate* in ländlichen Räumen deutlich über der in Städten, so kann man heute weitgehend von einer Angleichung der Quote sprechen.¹³ 2) Der Großteil der Untersuchungen weist darauf hin, dass in Sachen *Lebenserwartung* die allgemeinen Stadt-Land-Differenzen ebenfalls hinter den Wirkungen des sozioökonomischen Status¹ (Bildung, Einkommen) sowie einer Fülle anderer Faktoren verschwinden.¹⁴ So ist schließlich für das demo-

¹⁰ So beobachtete Thomas Gericke 1997 "[d]ie Bevölkerungsabnahme in Gemeinden des Freistaates Sachsen, die weit abseits urbaner Zentren liegen und weniger als 500 EW haben" (Gericke, 1997, 149). Die regionale Identität „Ost“ könnte man indes als einen dritten Faktor (neben Lage und Größe) geltend machen: In den neuen Bundesländern sind zwischen 2003 und 2008 96% der ländlichen Gemeinden geschrumpft (ehemalige BRD 66%), und immerhin 60% aller Gemeinden im Osten haben jährlich mindestens 1% der Bewohner eingebüßt.

¹¹ Kröhnert, Steffen/Kuhn, Eva, Die Zukunft der Dörfer. Zwischen Stabilität und demografischem Niedergang, Berlin 2011, 7.

¹² Ebd, 15.

¹³ Wie das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung im April 2013 mitgeteilt hat, differiert das „Geburtenverhalten in Stadt und Land“ nicht gravierend (Frauen aus Großstädten bekommen durchschnittlich 1,3 Kinder, Frauen aus ländlichen Regionen 1,4. Ursache hierfür ist zum einen die Kinderlosigkeit, die in Städten höher ist; zum anderen der Zeitpunkt der Geburt: „Frauen, die in Großstädten leben ... werden erst in einem höheren Alter Mütter und bekommen in der Folge weniger Kinder.“ (vgl. http://www.bib-fie.de/SharedDocs/Publikationen/DE/Download/Grafik_des_Monats/2013_04_geburtenziffer_stand_land.pdf?__blob=publicationFile&v=5). Die Lebensstile haben sich angenähert und das Bildungsniveau in ländlichen Räumen ist erheblich gestiegen.

¹⁴ Vgl. dazu Robert Koch-Institut (Hg.), Sterblichkeit, Todesursachen und regionale Unterschiede, (Gesundheitsberichterstattung des Bundes, Heft 52), Berlin 2011. Für Hessen und Mecklenburg-Vorpommern konnte freilich gezeigt werden, dass die Lebenserwartung der Männer zwischen städtischen und ländlichen Regionen variiert: Wittwer-Backofen, Ursula/Luy Marc, Soziale Ungleichheit – Ein Stadt-Land-Gefälle?, Public Health Forum 9, 33 (2001), 7-9.

grafische Austrocknen ländlicher Regionen 3) die *Migration*, die Wanderung in die attraktiven Gebiete – vor allem die Städte – am bedeutsamsten.¹⁵

Das Phänomen der *Urbanisierung* lässt sich weltweit beobachten und hat in den letzten Jahren an Dynamik gewonnen.¹⁶ Effizienzsteigerung und Technisierung in der Landwirtschaft, die zu einem weitgehenden Funktionsverlust ländlicher Räume führt; der Wandel zur Wissensgesellschaft, die eine Konzentration der Arbeitsplätze in den Städten zur Folge hat; Metropolräume als Knotenpunkte globaler Verkehrsströme und als Zentren von Infrastruktureinrichtungen – dies sind nur einige der Faktoren, die als Ursachen benannt werden können. Der entscheidende Vorteil der Ballungsräume ist Teil ihrer Definition: In ihnen werden Menschen, Industrie, Bildung, Medizin, Wissen etc. verdichtet. Wo Verdichtung zählt, geraten ausgedünnte, entlegene Räume an den Rand, nicht nur geographisch, sondern sozial. Der Prozess, der dort zu beobachten ist, wird als *Peripherisierung* – und damit als rückseitiger Teil der Urbanisierung – bezeichnet. Darunter ist die „graduelle Schwächung und/oder Abkopplung sozial-räumlicher Entwicklungen gegenüber den dominanten Zentralisierungsvorgängen“ zu verstehen.¹⁷ Peripherisierung führt letztlich zu „territorialer (Des)Integration“¹⁸, dem Auseinanderfallen der sozialen Kohärenz vor Ort und Abkoppelung von den sonstigen Entwicklungen für die Mehrheit der Staatsbürger; sie führt damit auch zu verminderten Teilhabechancen, weil „der Zugang zu erstrebenswerten Gütern und Dienstleistungen wie Arbeitsplatz oder gesundheitliche Versorgung ... auf Grund des Wohnortes dauerhaft erschwert ... ist“¹⁹. Parallel zu den heruntergekommenen Stadtvierteln, den Ghettos, entstehen so auch auf dem Land prekäre Örtlichkeiten. Denn das Leben am Rande kommt einem Bedeutungs- und Machtverlust gleich. Es finden also *neue Prozesse der sozioökonomischen und kulturellen Segregierung* statt, die auch eine emotionale Seite für die zurückbleibenden Dorfbewohner besitzt: „Ihre Sicht auf die Dinge bleibt irrelevant. Die Deutungs- und Benennungsmacht ... liegt bei anderen.“²⁰ Es herrscht das Gefühl, abgehängt worden zu sein oder: „dass es auf einen nicht mehr ankommt“²¹.

Das liegt auch daran, dass die Daseinsvorsorge, also die Ausstattung mit Infrastruktur für die Gewährleistung der Grunddaseinsfunktionen, in der Regel der Bevölkerung folgt. In technische, soziale und kulturelle Freizeitinfrastruktur wird da investiert, wo Menschen zu erwarten sind. Sonst wird zurückgebaut, Straßen zurückgestuft, Bäder geschlossen, Schulen müssen fusionieren und die Buslinie ausgedünnt. Daher rührt das Dauerthema Mobilität in ländlichen Räumen. Wir kennen die Szenarien aus eigenem Erleben oder aus der Presse – immerhin sind sie ja auch in den Videos angeklungen.

Mit dem Zurückfahren der Infrastruktur sinken freilich die Haltefaktoren in diesen Gebieten noch mehr – die Entwicklungschancen für die, die da sind nehmen ab und natürlich auch die Attraktivität für die, die noch nicht da sind und gewonnen werden wollen. Dass ist längst kein ostdeutsches

¹⁵ Die Migration ist nach o.g. Studie auch einer der Ursachen für die höhere Mortalität in peripheren Räumen, nämlich „die Auswanderung von gesunden arbeitssuchenden Bevölkerungsschichten aus strukturschwachen und unattraktiven Regionen ... und das Zurückbleiben von Bevölkerungsteilen mit höherer Krankheitslast und damit Sterbewahrscheinlichkeit“ (Koch-Institut [Hg.], *Sterblichkeit*, 22). Zu diesem Ergebnis kommen auch Ursula Wittwer-Backofen und Marc Luy in erwähntem Artikel.

¹⁶ Vgl. dazu Dünkel, Frieder/Herbst, Michael/Schlegel, Thomas (Hgg.), *Think rural! Dynamiken des Wandels in peripheren ländlichen Räumen und ihre Implikationen für die Daseinsvorsorge*, Wiesbaden 2014. Gerade die internationale Dimension der Prozesse und ihre Dynamik werden hier besonders plastisch.

¹⁷ Diese lasse sich „nur in Abhängigkeit von zentripetalen Vorgängen, das heißt, als eine Funktion von Zentralisierungen sinnvoll beschreiben. Es sind die Logik und die Dynamik der räumlichen Zentralisierungen, also etwa in den größeren Stadtregionen, die in erheblichem Maße die Peripherisierungen der übrigen Räume bestimmen, und zwar dadurch, dass sie Menschen, wirtschaftliche Produktivität und Infrastrukturfunktionen bündeln und so den übrigen Regionen entziehen.“ Keim, Karl-Dieter, *Peripherisierung ländlicher Räume*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 37/2006, 3–7, hier 3.

¹⁸ Vgl. Heitmeyer, Wilhelm, *Rechtsextremismus in ländlichen Räumen*, in: Dünkel, Frieder/Herbst, Michael/Schlegel, Thomas (Hgg.), *Think rural! Dynamiken des Wandels in peripheren ländlichen Räumen und ihre Implikationen für die Daseinsvorsorge*, Wiesbaden 2014, 131-146.

¹⁹ Neu, Claudia, *Territoriale Ungleichheit. Eine Erkundung*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 37/2006, 8–15, hier 8.

²⁰ A.a.O., 13.

²¹ Bude, Heinz, *Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft*, München 2010, 56.

Phänomen mehr. Auch bei Ihnen offenbar hat man Probleme, die Pfarrstellen in ländlichen Gebieten zu besetzen. Zu Besuch bei meinen Schwiegereltern schlug ich am 14.9.16 die „Bietigheimer Zeitung“ auf und las ein Interview mit dem Dekan des Kirchenbezirkes Vaihingen, wie schwer die ländlichen Pfarrstellen zu besetzen sind. Überschriften war der Artikel mit „Kaum einer will Dorfpfarrer werden.“

Und freilich – es wäre eine unsachliche Verkürzung, wenn wir als Kirche ebenso nur auf den demografischen Wandel, also die Migrationsprozesse, schielen. Das Herausfordernde für uns als Akteure ist, dass sich die Phänomene der Säkularisierung und Individualisierung unvermindert fortsetzen und die kommenden Generationen – so scheint es – immer weniger kirchlich – und wir müssen auch sagen: christlich sein werden. Und das gilt auch für das Land. Die Angleichung der Lebensverhältnisse zwischen Stadt und Land beinhaltet auch eine Angleichung des Bildungsniveaus, der urbanen Lebensstile, der Milieus und eben auch der religiösen Präferenzen. Es gibt hier freilich noch Abstufungen, die sich ja auch in der Mitgliederstatistik niederschlagen – aber es ist eben abzusehen, dass der säkulare Trend aus der Stadt auch im Dorf weiter Fuß fassen wird. D.h. dass sich die Sorgenfalten, die wir uns als Kirche in peripheren ländlichen Gegenden machen müssen, noch gravierender sind als die der Kommunalpolitiker und Gewerbetreibenden.

Die beschriebene Gemengelage an soziodemografischen Rahmenbedingungen fordert Kirche in peripheren ländlichen Räumen vielfältig heraus. Zunächst, was das Tagesgeschäft angeht: Wie findet der Kirchenchor neue Sängerinnen? Ist die Jugendarbeit doch besser in der Region aufgehoben? Wie organisieren wir den Predigtplan – bei immer mehr Predigtstätten pro Pfarrer? Was tun mit leerstehenden Pfarrhäusern? Etc. Aber eigentlich werden die Gemeinden noch viel intensiver durch die beschriebenen Prozesse der Peripherisierung herausgefordert: Sehen Sie den älteren Nachbarn, dessen Kinder schon längst in Stuttgart leben und der Mühe hat, sein Haus sauber zu halten und den Garten zu pflegen? Armut ist ein Thema auf dem Land; gerade, weil sie oft verdeckt auftritt.²² Wer kommt der geistlichen Not derer nach, die niemand mehr besucht? Öffentliche Orte verschwinden mit dem Weichen der Infrastruktur: Doch wo soll man sich treffen? Wer nimmt den Stress der jungen Familien wahr, die Kinder zu Schule, Sport und Arzt zu fahren – oder die es dann eben lassen, zum Gitarrenunterricht auch noch das x-te Mal das Auto herauszuholen? Ihnen Bildung ortsnah zu ermöglichen, den Heranwachsenden im heimischen Kontext das Evangelium zu kommunizieren, dürfte für ihr weiteres Christsein entscheidend sein – wie viele Studien immer wieder belegen.²³ Schließlich könnte Kirche aufgrund ihres öffentlichen Charakters auch eine wichtige Demokratieschule sein, gerade weil die Gefahr, sich extremen politischen Ansichten zu öffnen, in der Peripherie größer ist als anderswo.²⁴

Kurz: Die beschriebenen Prozesse fordern Kirche gerade in ihrer Mission heraus. Denn die gilt nicht dem Organisieren des eigenen Betriebs, sondern den Menschen mit ihren Nöten. Helfen, Dasein mit Wort und Tat ist gefragt. Das Sozialwissenschaftliche Institut hat vor einigen Jahren untersucht, ob Kirche das kann. In der Uckermark. Ergebnis: Im Prinzip ja, aber faktisch eben doch nein. Denn sie ist doch selbst Teil der gesellschaftlichen Trends und von Rückbau und Schrumpfung betroffen. Gerade wo das Engagement am nötigsten ist, ist es am schwierigsten.²⁵

Jetzt haben Sie alle Ihre Köpfe gesenkt und wir sitzen Sie alle ein paar Meter tiefer im Depressionskeller? Ärgerlich, wenn ich den ländlichen Raum unter diesen Vorzeichen sehe. Schon wieder dieses negative Vorzeichen. Das kann ich verstehen – vieles seines Funktionspotentials lasse ich dabei außer Acht: Das Engagement in Vereinen und Kirchengemeinden, die „Anpackkultur“ allgemein²⁶, die Naturnähe, die robuste Wirtschaftsstruktur, die Brauchtumpflege ... Aber nein, wenn

²² Winkler, Marlis, Nähe, die beschämt. Armut auf dem Land, (SI konkret 1), Münster 2010.

²³ Vgl. EKD (Hg.), Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis, Hannover 2014, 60-72.

²⁴ Vgl. dazu Heitmeyer, Wilhelm, Rechtsextremismus im ländlichen Raum, in: Dünkel, Frieder/Herbst, Michael/Schlegel, Thomas (Hg.), Think rural! Dynamiken des Wandels in peripheren ländlichen Räumen und ihre Implikationen für die Daseinsvorsorge, Wiesbaden 2014, 131-146.

²⁵ Susann Jenichen, Sensibel für Armut. Kirchengemeinden in der Uckermark, Ergebnisse einer sozialwissenschaftlichen Studie in Brandenburg, Hannover 2015.

²⁶ Vgl. Gerhard Henkel, Das Dorf. Landleben in Deutschland – gestern und heute, Stuttgart 2011.

ich hier eingangs so dezidiert auf Schrumpfung und des Rückgang eingehe, so geschieht das nicht aus einer Vorliebe für die negativen Seiten des Landes. *Ich behaupte, dass das Szenario der Schrumpfung eine Dynamik freisetzt, bei der sich kirchliche Veränderungen, Ab- und Aufbrüche, besonders gut beobachten lassen. Das ist auch für die Kirche in anderen Regionen relevant.* Die Herausforderungen, die Kirche in ländlichen Räumen zu bewältigen hat, sind letztlich nicht spezifisch für das Land – sondern für eine allgemeine Entwicklung hin zum Weniger. Vom peripheren Land lässt sich lernen, wie mit zurückgehenden Ressourcen in der Stadt umzugehen sein wird.²⁷ Das Land ist meiner Wahrnehmung nach zu einer Chiffre für den Umgang mit dem künftigen Weniger geworden und von daher rührt vielerorts auch das neue Interesse am Thema „Kirche in ländlichen Räumen“. Der Blick in die ländlichen Räume ist an sich schon ein Blick in die Zukunft der EKD geworden. Wie Kirche hier auf die reduzierten Ressourcen und unbesetzten Pfarrstellen und weniger Ehrenamtlichen reagieren, wird sie wohl auch an anderen Stellen reagieren. Im nächsten Teil werde ich zeigen, dass es hier Abbruch und Ende gibt – aber darin der Nukleus für Veränderung liegt.

Teil II: Reaktionsmuster von Kirche und Veränderungen

Wie geht Kirche als Organisation mit dem Verlust an Mitgliedern, an Menschen allgemein um? Sie handelt zunächst ganz wie andere Organisationen – gehorcht marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten – sie passt Ihre Infrastruktur an weniger Nutzer an. Die Dienstleistungen werden auf die „kirchlichen Grundvollzüge“²⁸ ausgedünnt – wie es die EKD-Schrift „Wandeln und gestalten“ schon 2007 empfahl. Zur Anpassung gehören ferner Stellenstreichungen, Schließen von Stützpunkten in der Fläche (Pfarrämtern), Zusammenlegungen bzw. Bildung größerer territorialer Einheiten, Zentralisierung von Verwaltung und Veräußerung nicht mehr benötigter Immobilien/Liegenschaften. Die Strategie heißt Anpassung.

Allerdings ist der Weg eines wirklichen Rückzugs ebenso versperrt. Denn Kirche agiert ihrem Selbstverständnis nach noch immer als flächendeckende Institution, die sich keine weißen Flecken erlauben will und kann. Als Volkskirche versteht sie sich zwar kaum noch als repräsentative „Kirche des ‚ganzen‘ Volkes“²⁹, aber durchaus als „Kirche für das Volk“³⁰ und als eine Großinstitution, die gesellschaftlich und politisch selbstverständlich ist. Deshalb muss Kirche auch im öffentlichen Leben „selbstverständlich“ anzutreffen sein. Die Kirchtürme geben der flächendeckenden Präsenz steinernen Ausdruck – u.a. deshalb werden sie bei Anpassungsprozessen als einzige Hardware verschont. Genauso wie der Staat durch das Grundgesetz angehalten ist, Teilhabechancen in allen Teilräumen zu ermöglichen und eben keine weißen Flecken zuzulassen, darf sich dies Kirche eben so wenig leisten. Genau deshalb rührt das Schrumpfungsszenario ähnlich wie beim Staat an die Grundfesten des Selbstverständnisses. Dabei geht es um die Frage, welche Kirche wir künftig sein wollen und werden. Auf staatlicher Ebene wird diese Diskussion zwischen Politikwissenschaftlern und Soziologen schon länger geführt. Sie konstatieren in peripheren Räumen einen Wandel vom versorgenden zum gewährleistenden Staat. Bewegen wir uns als Kirche auch darauf zu, nicht mehr selbst zu versorgen, sondern eher die Rahmenbedingungen dafür zu gewährleisten – aber eben nicht mehr selbst zu agieren?

Kirche verändert sich durch Anpassungsprozesse qualitativ – und nicht nur quantitativ. Und das lässt sich empirisch belegen – wie ich im folgenden zeigen möchte. Am Anfang sieht die Anpas-

²⁷ „Die vorliegende Studie erbringt im Vergleich zum älteren Muster der Verdörflichung der Stadtgemeinden und zum jüngeren der schlichten Übertragung der städtischen Modelle auf das Dorf ein anderes Ergebnis: Es lässt sich auf die Formel bringen: *Die Gesamtkirche kann in der anstehenden Phase der allgemeinen Ressourcenverknappung von den dörflichen Verhältnissen in den peripheren Räumen lernen.*“ Eberhard Hauschildt und Olliver Heinemann, Freiraum und Innovationsdruck, 164.

²⁸ So schlägt es der maßgebliche Handlungsleitfaden von 2007 für die besonders peripheren ländlichen Räume als „Strategie“ vor (vgl. Wandeln und gestalten, 56-59).

²⁹ So die Formulierung von Wilfried Härle (Kirche, dogmatisch, in: TRE XVIII, 306).

³⁰ Vgl. dazu Wolfgang Huber, Welche Volkskirche meinen wir? In: Ders., Folgen christlicher Freiheit. Ethik und Theorie der Kirche im Horizont der Barmer Theologischen Erklärung, 2. Aufl., Neukirchen-Vluyn 1985, 131-145.

sung aus wie eine recht unspektakuläre Bereinigung. Denn ob ein Pfarrer nun ein oder zwei Dörfer zu betreuen hat, ändert am Charakter seiner Arbeit wenig. Das Setting; die Erwartungen, die Rollen verändern sich nicht – man muss halt Abstriche machen, die aber eher zahlenmäßiger Natur sind. Die Belastung steigt: zwei Gottesdienste statt nur einen oder die Frequenz sinkt. Aber all das sind quantitative Maßnahmen, die – wie gesagt – wenig Aufsehen erregen. Doch wie sieht es aus, wenn aus den zwei Predigtstätten 4 werden, dann 6 usw.? Wenn die Straße der Anpassung immer weiter gegangen wird? Wenn sich 28 Kirchengemeinden bzw. 45 Orte mit 34 Kirchtürmen und 16 Pfarrhäusern zwei Pfarrer teilen müssen? Genau das ist im nördlichen Zeitz der Fall, einer der ersten Regionalisierungen in der EKD, seit dem Jahre 2006. Sie ist verschiedentlich evaluiert worden; zuletzt in der Studie „Freiraum und Innovationsdruck“. Auf diese Studie will ich im folgenden näher eingehen. Eigentlich handelt es sich um eine Doppelstudie. In einem ersten Teil wird von Eberhard Hauschildt und Olliver Heinemann genau unsere Frage verhandelt. Die Veränderung normaler kirchlicher Arbeit angesichts der Ressourcenverknappung. Und in NOEZZ nun hat sich nach 10 Jahren ein völlig verändertes Rollengefüge herausgebildet. Für die beiden Autoren selbst überraschend werden Ehrenamtliche vor Ort zum „Gesicht der Kirche“, reden im Gruppeninterview immer wieder stark von einem „Wir“ und berichten positiv von ihrer neuen Rolle. Jetzt einige O-Töne von Ehrenamtlichen:

„[...] die unmittelbare Verbindung zu den Gemeindegliedern erfolgt über uns im Wechsel. Anders ist es nicht möglich. Auch wir, die wir ja viele Jahre schon im Dorf wohnen, kennen die Menschen dort, auch mit ihren Sorgen und Nöten die uns anvertraut wurden, auch in zwanglosen Gesprächen. (E3).

„Wenn ich heute dort durch die Straßen gehe, kennen mich sehr viele und ich kenne auch viele, Gemeindeglieder oder nicht.“ (E1).

„Es baut auf, und lässt oft die viele organisatorische und Schreib-Arbeit vergessen, wenn unsere Leute dankbar mit uns sprechen und so etwas sagen wie, „gut, dass wir euch haben“. (E3)

Dabei ergibt sich ein Netzwerk der gegenseitigen Verweisung. E3 findet: „Wir können vieles miteinander austauschen, auch an Erfahrungen, Organisatorisches und Zeit.“ Auf die Frage des Interviewers: „Erleben Sie das so, dass Sie in dieser Tätigkeit Unterstützung bekommen – von Ihrem Pfarrer, Ihren Gemeindepädagogen?“ reagiert die Gruppe mit Einwüfen von allen. „Ja, auf jeden Fall“. Die Unterstützung erfährt man auch vom Kirchenverwaltungsamt (E4) und ebenso bei Bauangelegenheiten: „Wenn's mal sehr Eiliges gibt, rufen wir dort an und flugs ist jemand hier“ (E6).

Man wünscht sich eigentlich schon wieder einen neuen Pfarrer, ist sich „seiner eigenen Bedeutung ganz bewusst: „Wenn wir heute sagen würden, wir hören auf, dann können alle Kirchen hier geschlossen werden. Dann werden nur noch die Kirchengebäude von der evangelischen Kirche verwaltet. Von der Seelsorge mal ganz abgesehen, unsere wesentliche Aufgabe.“ (E4)

Das sagen Ehrenamtliche. Und wie geht es den Hauptamtlichen da?

„Es gibt eine *deutliche Zufriedenheit und geglücktes Zusammenstimmen von Arbeit und persönlichem Ergehen*: H3 findet, „dass das Arbeiten nach wie vor sehr gut funktioniert“.

Zu den positiven Erfahrungen gehört ... die Erfahrung, dass das eigene Tun mit seinen Kapazitätsgrenzen *von den Gemeinden, den Ehrenamtlichen akzeptiert* wird. Das Wichtigste an der Regionalisierung war, „[d]ass die Gemeindevorsitzenden, die Ehrenamtlichen unsere Not wahrgenommen haben in diesem gesamten Prozess, und dass sie nicht nur darauf gesehen haben, was jeder einzelne Hauptamtliche schafft, sondern übergreifend und gemeinsam, wir in der gesamten Region tätig sind.“

„[...] was hier im klassischen Pfarrerbild absolut verloren geht, ist, dass man seine Gemeindeglieder im alltäglichen Vollzug kennen lernt und ihnen begegnet“ (H1).

Die Hauptamtlichen sind sich auch über die veränderte Rolle der *Ehrenamtlichen* im Klaren, be-
fürworten dies und sehen ihre Aufgabe darin, es zu stärken:

„[Die Ehrenamtlichen] sind das Gesicht der Kirche. Das war auch schon Thema in den Gemein-
desitzungen lange Jahre und immer wieder. Darüber müssen wir uns klar sein: Es sind nicht die
Hauptamtlichen das Gesicht der Kirche. Die tauchen zwar auf und stehen bei Veranstaltungen
vorn, und man sieht sie in den Gemeindegruppen, aber im Dorf selbst sind es die Ehrenamtli-
chen. Das muss man stärken und auch würdigen und sie dabei begleiten und schulen, dass sie
auch tatsächlich als erster Ansprechpartner mit den Menschen reden können. (h1)
Wenn man sie unterstützt, ist das auch „gut investierte Zeit“ (H1, zweimal)³¹

Das klassische Rollengefüge hat sich hier innerhalb von 10 Jahren ziemlich radikal verändert. Frei-
lich, man muss zugeben, dass die Regionalisierung in NOEZZ sehr gut gelungen ist: Es wurde viel
kommuniziert, die Region ist um einen Gottesdienstplan herum entstanden – also einen prakti-
schen Vollzug; nicht von oben oktroyiert und es wurde peinlichst genau darauf geachtet, dass jede
Gemeinde zu ihrem Recht kommt und sich keine Zentrale herausbildet, die alles schluckt.

Aber entscheidend ist die Beobachtung: Ursprünglich als eine reine Anpassungsleistung geplant,
hat sich darunter Kirche verändert. Die Strukturveränderungen, die wir in den Synoden beschlie-
ßen und Kirchenämtern planen, sind keine Justierung von Stellschrauben, sondern gleichen lang-
fristig dem Austauschen von Schrauben, Muttern und ganzen Getriebestangen. Quantität schlägt
in Qualität um: Die Bonner haben das für das Rollengefüge beobachtet. Gleiches ließe sich z.B.
bei den gottesdienstlichen Vollzügen zeigen. Kleine Kirche ist ganze Kirche, aber sie ist anders
Kirche als eine große! Oder, wie es die Engländer so treffend formulieren: Eine Mandarine ist kei-
ne verschrumpelte Orange!

Das ist ein sehr zentrales, erfreuliches Ergebnis auf dem Weg, der leider für viele ländliche Räume
ansteht: Das Umgehen mit Ressourcenverknappung. Dass Kirche sich in den Anpassungen nicht
sukzessive kleiner wird und ganz verschwindet, sondern sich verändert und als veränderte neue,
an das Umfeld angepasste Zukunftsperspektiven entwickelt.

Das wird durch die andere Teilstudie noch einmal von ganz anderer Seite unterstrichen. Sie wurde
maßgeblich von einem Forscherteam am Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemein-
deentwicklung (= IEEG) in Greifswald verantwortet. Dort widmeten wir uns seit 2009 den periphe-
ren ländlichen Räumen und mussten all die deprimierenden Untergangsszenarien interdisziplinär
durchdeklinieren, reisten durch Uckermark und das Oderbruch. Doch wir sind nicht nur auf Wölfe,
kirchliche Brachen und rechtsextreme Sympathisanten gestoßen, sondern auf Kirchengemeinden,
christliche Vereine und spontane Initiativen, die unter den herausfordernden Rahmenbedingungen
der Peripherie nicht mutlos dasaßen, sondern kreative Ideen hatten und innovative Wege beschrif-
ten. Sie versuchten nicht aufzuhalten, sie reagierten nicht mit Rückbau, sie initiierten etwas Neues.
Das hat uns überrascht! Dort fanden wir keine Bauernhofromantik und heile-Welt-Idylle im Land-
lust-Verschnitt, aber jede Menge Begeisterung, Mut und Glauben.

Solche Geschichten haben wir zunächst lose gesammelt, dann etwas systematisch gesucht (auch
in Württemberg), schließlich waren wir bei ca. 120 solcher Geschichten. Diese haben wir gefiltert
(handelt es sich auch wirklich um Land?) und geclustert (zuletzt 79). Dabei stießen wir auf wieder-
kehrende Ideen; Möglichkeiten, mit den Herausforderungen der Peripherie innovativ umzugehen.
D.h. es sind Ansätze, die mit den schwierigen Verhältnissen zu tun haben; darauf kreativ reagie-
ren. Auf solche Ansätze sind wir an verschiedenen Stellen Deutschlands gestoßen – offenbar ha-
ben sie sich unanhängig voneinander entwickelt.

Dazu gehören:

³¹ Zum gesamten Abschnitt vgl. Freiraum und Innovationsdruck, ...

I) Mobile Arbeit: Kirche kann nicht mehr dauerhaft in den Orten präsent sein, kommt aber verlässlich an einem bestimmten Tag ins Dorf und kooperiert dabei mit der örtlichen Schule, den Kirchenältesten etc. Ein CVJM im Oderbruch erreicht die Kinder und Jugendlichen nicht mehr stationär, sondern ambulant. Ähnliches ist inzwischen auch von Fachärzten in der Fläche bekannt.

II) Kleine Andachts-, oder Gottesdiensterkerne vor Ort: Eine Idee, die sich in der EKD inzwischen überall findet. Menschen sammeln sich um liturgische Kleinformen (Egeln, Schleiz, Einfach.Gottesdienst.Feiern). Die Ehrenamtlichen tun das selbstverantwortet, meist ohne langwierige Ausbildung und mit einer Menge Entdeckerfreude.

III) Mehrere kleine Dorfkirchen verbinden sich anlässlich einer Aktion oder eines Projektes: eines Pilgerpfades, einer Orgelnacht etc. Wie eine Lichterkette oder ein Lichternetz sind diese Orte zusammengeschlossen und ziehen punktuell viele Menschen an: Im Dresdner Norden gibt es schon seit Jahren den Tag der Dorfkirchen: Mehrere Fahrrad- und Autorouten, die man sich individuell zusammenstellen kann, führen zu den verschiedensten Angeboten wie Lesungen, Ausstellungen, Konzerten und Festen.

IV) Überall im Land stehen Kirchengebäude, die nicht nur zu Gottesdiensten genutzt werden. „Multifunktionalität“ ist das Zauberwort, nicht nur in der Regionalentwicklung. Das „Rostocker Resümee“ schlägt eine „Differenzierung der Dorfkirchen in Themen-, Kultur-, Pilger-, Gemeinschafts-, Winter- oder Urlaubskirchen“ vor. Um solche Kirchen bilden sich tatsächlich neue Gemeinden: So finden in der „Erlebniskirche Wähltitz“ Menschen aus der Zeitzer Region nicht nur zu Filmvorführungen zusammen, sondern auch zu den Horizonte-Gottesdiensten. Wir haben die erste Radwegekirche Deutschlands in Wehlen besucht.

V) Das touristische Potential ländlicher Räume wird immer wichtiger – gerade weil der Agrarsektor auch auf dem Land unbedeutender wird. Daran partizipiert auch die Kirche: Sie richtet sich auf Urlauber ein, indem sie kulturelle Veranstaltungen bietet, die Kirchen offen hält oder extra Angebote für Ausflügler schafft. Auch das Schaffen eigener touristischer Attraktionen wie Bibelparks, Erlebnispfade und Pilgerstationen gehört in diese Rubrik.

VI) Wenn der Bäcker, die Poststelle und der Tante-Emma-Laden verschwinden, gibt es immer weniger Orte, an denen man sich begegnen kann. Begegnung im öffentlichen Raum ist aber nicht nur für die Gesellschaft von eminenter Bedeutung. Einige Initiativen konzentrieren sich genau darauf. Meist wird dazu eine Pfarscheune, das Gemeindehaus oder das Pfarrhaus genutzt und zu einem Begegnungszentrum ausgebaut. Man arbeitet intergenerativ: Missionarische und karitative Aktionen ergänzen das Profil dieser kirchlichen „Dorfgemeinschaftshäuser“.

VII) Kirche als gesellschaftlicher Player. Bei dieser Idee erstreckt sich das Engagement der Kirchengemeinde in den Sozialraum hinein. Kirche nimmt hier ihre Rolle als einer der wenigen letzten institutionellen Akteure bewusst an und gestaltet entweder Jugendarbeit vor Ort, organisiert einen Besuchsdienst für Ältere, kümmert sich um den Bürgerbus, den Dorfladen und bringt sich aktiv in die Regionalentwicklung ein. Kirche kooperiert sehr eng mit den Vereinen und der Kommune, sie „kehrt in die Mitte der Gesellschaft zurück“³².

VIII) Kirche als Event in der Region: Immer öfter wird für die Fläche ein zentrales Event organisiert, das dann punktuell die große Schwäche des Landes vergessen macht: die Ausdünnung. Hier konstituiert sich Kirche in einem Camp oder auch einem einmaligen Fest, zeitlich befristet.

IX) Missionarische Einzelaktionen vor Ort: Sicherlich ist dieses Format missionarischer Arbeit kein Novum: Zeltevangelisationen, Verteilaktionen und beispielsweise Pro Christ gibt es schon länger; seltener in Dörfern, aber auch dort regelmäßig. Dennoch ist uns aufgefallen, dass man in den Dör-

³² So beschreibt Ralf Kötter die Wirkungen der Aufbrüche in der evangelischen Lukas-Kirchengemeinde im Eder- und Elsofftal (EKvW), vgl. Kötter, Ralf, Das Land ist hell und weit. Leidenschaftliche Kirche in der Mitte der Gesellschaft, Berlin 2014, 20.

fern neue Wege sucht: So wird der Glaubenskurs in Verchen mit Atheisten zusammen geplant und entwickelt, in einem thüringischen Dorf geht man mit Wort und Sakrament in die Häuser: Viele der Leute können nicht mehr kommen.

X) Missionarische Volkskirche: Natürlich sind wir auch auf sie gestoßen: Die vermeintlich klassische Gemeindefarbeit in ländlichen Räumen, die sich missionarisch an Außenstehende richtet. Oft ist es ein besonderer Schwerpunkt, den man dahingehend profiliert: Etwa die Kinder- oder Jugendarbeit, aber auch das diakonische oder kirchenmusikalische Engagement. Viele Gemeinden sind in mehreren Feldern umtriebiger – sie sind mit Kommune und Vereinen vernetzt – und kompensieren auch teilweise das Verschwinden anderer Akteure in ländlichen Räumen (Nähe zu VII, aber stärker kirchengemeindlich ausgerichtet).

XI) Bezug auf Dorfmentalität und Lokalgeschichte: Diese Arbeit nimmt den Trend zum Lokalen, hin zu überschaubaren Einheiten, die Suche nach regionaler Identität den Wert der Nähe auf. Mit beidem haben die kirchlichen Projekte zu tun, die in den Dörfern speziell auf Dorfgeschichte und –mentalität eingehen. In Wandersleben (EKM) wird ein Dichter, der aus dem Dorf stammte, wiederentdeckt, mit allerlei Veranstaltungen geehrt. In Rottstock (EKBO) wird eine Glocke mit viel medialer Aufmerksamkeit in der eigenen dörflichen Erde gegossen.

XII) Die besondere Idee: Wir sind bei unserer Sichtung nicht nur auf Mischformen gestoßen, die sich in mehreren Kategorien platzieren ließen, sondern auch auf Projekte, die einmalig sind und sich unter keine Überschrift bringen ließen. Diese Rubrik, die eigentlich eher Platzhalter und Nicht-Rubrik ist, offenbart eindrücklich, dass in den ländlichen Räumen Kreativität wohnt und Raum für innovative Ideen vorhanden ist.

In unserer Auswertung fiel uns auf, wie eng diese Initiativen auf die regionalen, ja lokalen Gegebenheiten bezogen waren. Sie reagierten auf das, was dort war. Sowohl auf das Potential, wie den nahen Fluss oder die Durchgangsstraße. Aber auch auf die Herausforderungen. Die fehlende Jugendarbeit, die rechtsextremistische Gefährdung vor Ort, die Armut und die geistliche Not. Sie waren also keine Sattelitenprojekte von Regionalplanern und Kümmerern von den städtischen Schreibtischen. *Sie kamen von den Menschen dort – für die Menschen dort.* Den hohen Wert des Diakonischen unterstreicht die kontextuelle Ausrichtung der genuin missionarischen Projekte: So sagte die Hauptamtliche in Globig:

„Mission ist: Die gute Botschaft weitergeben. ... Das geht – und da kann ich nur von unserer Region sprechen - ... bei uns eben wirklich in Wort und Tat. ... Früher hatten sie [die Menschen] gehört: ‚Der Kommunismus war’s!‘, dann haben sie gedacht: ‚Der Kapitalismus ist es!‘ ... Erzählt haben sie viel gekriegt; Aber wir brauchen eben auch die Tat. Wir müssen beides haben.“ (HA, Globig)

Neue Wege, Kirche zu sein – auch da, wo Abbrüche und Ausdünnung an der Tagesordnung sind. Was für eine Botschaft!

Wir wollten in unserer Auswertung nun wissen: Entstehen diese Innovationen trotz oder vielleicht sogar wegen der schwierigen Umstände? Bedingt die gesellschaftliche, kirchliche und geografische Randlage vielleicht so etwas wie Innovation? Kommt diese eher von den Rändern oder aus dem Zentrum?³³ Um das noch etwas intensiver auszuleuchten, blickten wir auf die Anfangssituati-

³³ Aufgrund verschiedener Faktoren kann in beide Richtungen argumentiert werden: Zum einen weisen die beiden oben zitierten Aussagen darauf hin, dass Ausdünnung eher eine Chance für Innovation darstellt. Unterstützt wird dies durch eine historische Untersuchung Ibn Chalduns von 1951. Er „sah in der mittelalterlichen arabischen Welt die Städte als Zentren der Macht, deren administrative Fixierung aber gesellschaftliche Liberalisierung und Innovation hemmte, während sich diese in den Peripherien entwickelten.“ (Beetz, Stephan, Peripherisierung als räumliche Organisation sozialer Ungleichheit, in: Barlösius, Eva/Neu, Claudia [Hg.]: Peripherisierung. Eine neue Form sozialer Ungleichheit? Berlin 2008, 7–16, hier 9f.) Im selben Sammelband findet sich auch ein Beitrag von Annette Spellerberg. Sie fragt nach den Chancen der Peripherie in einer Wissensgesellschaft. Weil Wissen erst durch soziale Auswertung von Informationen entsteht (vor-

on: In die Tage und Wochen, als alles begann – wir versuchten, Ingridenzen des Anfangs zu rekonstruieren; auf Basis der Interviews und ihrer Auswertung. Was hat dazu geführt, dass sich diese Innovation entwickelten? Folgende Faktoren scheinen dabei besonders wichtig:

In allen Projekten stießen wir auf **Schlüsselpersonen** („Heros“, „community entrepreneurs“); Menschen, bei denen die Fäden zusammenlaufen. Die im Bewußtsein der anderen für das Projekt stehen. Meist sind dies gar keine Einzelkämpfer, sondern eher kooperative Typen und Netzwerker. Sie sind in unseren Beispielen fast ausnahmslos Hauptamtliche. Sie agieren allerdings mit einem recht großen, oder zumindest kräftigen Ehrenamtlichen-Team zusammen. Das Miteinander auf Augenhöhe ist typisch. Es bildet sich ein „Wir-Gefühl“ aus. Die Rollen der einzelnen treten dahinter zurück. *„Der ländliche Bereich ist kein Hinderungsgrund für so ein Projekt. Hinderungsgrund ist einfach nur, wenn Du keine Leute dafür hast, die dafür brennen – und die kann es eigentlich überall geben.“*³⁴

Apropos brennen: Die Weiche Faktoren, Atmosphären, Stimmungen, Haltungen waren besonders wichtig: *„Das war wirklich eine Zeit, da brannten alle auch dafür. Und das war die Hochzeit. Und schon nach wenigen Monaten platzten wir aus allen Nähten.“* So ein Ehrenamtlicher. Eine andere ergänzt: *„Die Begeisterung muss natürlich da sein, wenn alle nur sagen: ‚O, wie furchtbar!‘ Da wird nichts!“* Immer wieder stoßen wir auf die Vokabel „Spaß“. Man ist beharrlich dabei und versucht, etwas Neues in Gang zu setzen: *„Wir wollen was Neues machen. Wir wollen nicht was machen, was schon existiert. Wir wollen was machen, was etwas in Gang setzt.“* Gegenüber dem Umfeld zeigen sich die Akteure achtsam.

Der Grund für die veränderte Praxis ergab sich aus der Spannung von derzeitiger Wirklichkeit und dem inneren Wunsch, wie sie sein sollte. So wird in den Interviews an vielen Stellen klar, dass die Akteure etwas wollen. Die Sozialwissenschaft spricht hier von „gap in use“ – „innovation pressure“ (Beetz/Neu) und am CMS in Oxford wird genau in diesem gap der Beginn einer Neugründung gesehen.

Der Anlass sind oft kritische, schwierige Ereignisse: Eine Flut, Ein Angriff von Rechts, ein gescheiterter Glaubenskurs oder auch der Handlungsdruck von außen (Termin Förderantrag, Strukturreform).

Die Entstehung der Projekte hat oft ein *Moment des Kontingenten* (zufällig passiert dies und das...). Die Heros berichten von *Freiraum*; damit meinen sie a) *einen Weiten Handlungsspielraum* und b) *Geschwächte (Volks)kirchlichkeit*. *„... keine der vier Kirchen benutzbar, das Pfarrhaus nicht bewohnbar; beim Einzug ging ein alter Mann vorbei und sagte zu mir: ‚Was wollen Sie denn hier? Nach einem Pastor kräht hier kein Hahn!‘“* Innovationen entstehen *„nicht nur aus ‚Dichte‘, sondern auch ‚in Freiräumen und Brachen‘ ... Solche Nutzungslücken finden sich vor allem dort, wo die Erste Moderne ihre Projekte aufgegeben hat“* (Beetz 2005)

Ressourcen: Die Ressourcen bewirkten keine Innovation, aber ohne Ressourcen gab es auch keine Innovation.

In der Situation, wo die Dysfunktionalität kirchlicher Praktiken und die gesellschaftliche Rahmenbedingung einen Innovationsdruck geschaffen haben; „Raumpioniere“, Ehren- und Hauptamtliche, die Ideen haben, begeistert sind und andere mitnehmen können zur richtigen Zeit am richtigen Ort aufeinander treffen, bewegen sie Gewaltiges. Wenn sie Spielräume haben, zu experimentieren, sind die Voraussetzungen für neue kirchliche Wege hoch.

nehmlich in face-to-face-Kontakten), sind verdichtete Metropolregionen im Vorteil. Wissen wird hier zum entscheidenden Produktionsfaktor, der die ländlichen Räume diesbezüglich im Abseits stehen lässt. So lautet das Fazit, dass „periphere Regionen von der Wissensgesellschaft vergleichsweise weit entfernt sind“ (Ländliche Räume in der hoch technisierten Dienstleistungsgesellschaft: mittendrin oder außen vor? In: a.a.O., 25–35, 28f.).

³⁴ Vgl. Härle, Wachsen, 2008: „Ihr Stellenwert im Wachstumsprozess kann darum nicht hoch genug eingeschätzt werden.“

So können wir mit These 1 der gemeinsamen Auswertung beider Studien sagen: *Radikal veränderte Situationen (Peripherie, Minderheitsposition, also das, was vor allem im Osten zu finden ist) besitzen das Potenzial, Innovationen zu stimulieren. Diese sind auch für die Kirche an anderen Orten und in einer anderen Situation relevant. Sie erzeugen einen Sinn für die Dringlichkeit, Veränderung zu planen und umzusetzen. Denn es zeigt sich hier etwas von Möglichkeiten des Handelns, die für die gesamte EKD und deren Zukunft lehrreich sein können.* (Hauschildt, Herbst, Schlegel)³⁵

Dennoch gibt es das „Zwischendurch“: die vielen Freiräume, die ungenutzt bleiben; die kirchliche Brache, wo keiner initiativ wird und neue Lösungen probiert. ... Bemerkungen über das Sterben! Freiraum heißt auch: Abschied ist genommen.

Dazu gehört freilich auch der Mut, Abschied zu nehmen! Zitate von Irwin und von Fuchs. Sterben lassen – Trauerarbeit –

Schließlich geht es nicht nur um einzelne Bevölkerungsgruppen in den Dörfern. Es geht auch darum, ganze Regionen auf ihrem Weg ins Abseits zu begleiten. So sagt der Ortspfarrer von Sankt Goarshausen: „Seit 26 Jahren begleite ich einen Sterbeprozess.“³⁶ Er ist nicht der Einzige, der von einer depressiven Atmosphäre in Problemgebenden spricht. Hier ist Trauerarbeit zu leisten. Abschiede sollten rituell gestaltet werden.³⁷ Und Gemeinden, von denen Ermutigung ausgeht, sind hier besonders bedeutsam

Teil III: Was heißt das nun für Zukunft der Kirche in ländlichen Räumen?

Es gilt jetzt, in der verbleibenden Zeit den Horizont wieder zu öffnen. Denn, Sie erinnern sich: Ich bin über die Vielfalt der ländlichen Räume eingestiegen, dann habe ich mich durch die beiden raumwirksamen Faktoren Dichte und Entfernung auf die peripheren ländlichen Räume konzentriert, ihre Herausforderungen für Kirche und Gesellschaft skizziert. Dann folgte im zweiten Teil ein Blick darauf, was Kirche in diesen Räumen erlebt. Was das Minus vor der Klammer bewirkt, ließe sich in den entlegenen Gebieten besonders gut beobachten, so die These. Die Ränder sind für uns ein wichtiger Modellraum, der ein Blick in die Zukunft ermöglicht. Gestützt wurde ich bei diesen Annahmen von den Ergebnissen der Doppelstudie „Freiraum und Innovationsdruck“.

Nun ist es an der Zeit, zu der Weite des ländlichen Raumes, zu seiner Vielfalt und seiner Heterogenität zurückzukehren. Neben den peripheren überwiegend ländlichen Räumen gibt es die peripheren teilweise städtischen und die zentralen überwiegend ländlichen usw. Aber natürlich sind auch diese Raumtypen nur ungenaue Annäherungen. Denn wie Gerhard Henkel in seinem *opus magnum* von 2011 festhält: Eigentlich ist jedes der 35.000 deutschen Dörfer unterschiedlich. Deswegen typisiert er zwar auch, aber erzählt viele Geschichten von ... Dörfern deutschlandweit. Und deshalb ist es sehr wichtig, die verschiedenen Stimmen des ländlichen Raumes in Württemberg mittels dieser Videos zu vernehmen. Und wenn man dann die besondere kirchliche Situation vor Ort anschaut, würde das Bild sicher noch einmal viel bunter werden: Da spielt die Frömmigkeitsgeschichte eines Ortes herein; die geistliche Prägung durch einzelne Persönlichkeiten in der Vergangenheit, der Zustand des Kirchengebäudes und der Gemeindekasse, das Vorhandensein eigener Liegenschaften, die Ehrenamtlichen und ihr Anliegen, wird dort regelmäßig gebetet, die Offenheit der Kommune und und und. Ein ganzer Cocktail an Faktoren, der zusammen mit den soziodemographischen Rahmenbedingungen die Zukunft bestimmt.

³⁵ Freiraum und Innovationsdruck, Seite... Vgl. auch These 9: *Die Veränderungen in ländlichen Räumen haben etwas Kontingentes. Radikale Alternativen brechen auf, wo Lücken Freiräume geschaffen haben. Was zunächst mehr wie eine vorsichtige Anpassung an Veränderungen aussieht, kann eine überraschende Veränderungsdynamik in Gang setzen. Zu viel zentrale Steuerung und Regulierung ist da hinderlich. Es sind Erprobungsräume zur eigenständigen Entwicklung zu bieten* (Hauschildt, Herbst, Schlegel)

³⁶ FA Sonntagszeitung, 06.03.2011, Nr. 9, 42..

³⁷ Vgl. dazu Wulz, Gabriele, bleibt die Kirche im Dorf? Gemeinde im ländlichen Raum: Chancen, Grenzen und Herausforderungen, Giessen 2010, 33ff.

Über die kirchliche Entwicklung in dieser Heterogenität Aussagen zu treffen, ist unmöglich: Nicht nur in 50 Minuten, sondern auch in 50 Stunden. Allerdings habe ich mit dieser Analyse doch eine Zukunftsaussage herein gemogelt: Die Zukunft der Kirche in ländlichen Räumen wird wohl vielfältig sein – vielfältiger und heterogener als heute. Wahrscheinlich würde eine Langzeituntersuchung genau das zeigen, was das Thünen-Institut in seiner Beobachtung der 10(14) Dörfer sein 1952 herausgefunden hat: Begonnen damals mit der Absicht, die Angleichung der Lebensverhältnisse, die nach dem Krieg in Westdeutschland erklärtes Ziel war, zu dokumentieren, hat sie genau das Gegenteil herausgefunden. Trotz eines allgemeinen Anstiegs von Lebensstandard und Bildungsniveau entwickeln sich heute die Dörfer viel heterogener als damals, so dass Prognosen eigentlich unmöglich sind.

Aber auch in diese Aussage ist eine Prämisse eingebaut, die zunächst nur unterschwellig mitläuft, die ich aber explizieren möchte: Dass das, was vor Ort da ist, noch stärker über das entscheiden wird, was in Zukunft passiert. Das sogenannte endogene Potential – an Menschen, Gegebenheiten und sonstigen Mitteln wird immer entscheidender die Entwicklung der kleinen Ortschaften, der Weiher und Siedlungen prägen. Hört sich möglicherweise neoliberal an, ist aber eher subsidiär gemeint. Ich behaupte, dass es die großen Lösungen für eine ganze Landeskirche nicht mehr geben wird. Es ist an den Akteuren vor Ort zu entscheiden. Denn andere werden es nicht mehr können und wollen. Eine Lernerfahrung unserer Landeskirche in den letzten Jahren: Es braucht regionale Lösungen. Für die Altmark und die volkshirchliche Rhön Lösungen von der Stange anzubieten, verfehlt beide Wirklichkeiten. Wir können flexible Rahmenbedingungen gewährleisten. Der Rest gehört in den Kirchenkreis, und noch besser vor Ort. Lokalität und Kirchturmdenken ist etwas Positives! Weil es Engagement und Kreativität freisetzt. In den Gemeindeaufbauuntersuchungen der letzten Jahre – in den kybernetischen Trends taucht immer wieder dieser Begriff „Nähe“ als ein absoluter Spitzenwert auf. Sogar in den Städten. Man arbeitet sozialraumorientiert – blickt auf das Kiez, die Nachbarschaft, nicht die ganze unüberschaubare Stadt. Und bei den auch in Deutschland inzwischen viel rezipierten Gemeindeentwicklungsprozessen in der Diözese Piotiers ist eine der Säulen, um die das ganze Konzept gestrickt wurde: Proximité, Nähe. Das meint nicht Miefigkeit und Muffigkeit, gar Provinzialität; freilich, das ist ihre Gefahr. Aber ihre Stärke ist Identifikation und Engagement – unglaublich hohe Güter heutzutage. Und wir sehen auch kirchlicherseits: Strukturanpassungen gelingen, wo sie sensibel für die Menschen vor Ort sind. Wo sie sie mitnehmen – oder besser noch von ihnen ausgehen (wie im LEADER-Programm). Was jedenfalls nicht zu gehen scheint: Gegen lokale Identifikation zu arbeiten, sie aberziehen zu wollen. Das hat die Auswertung unserer EKM Visitationen in Bezug auf Regionalisierung letztes Jahr erbracht. Von oben eingesetzt, verpufft dieses Strukturierungselement zu schnell und bindet unnötige Energie.³⁸ Der französische Bischof Albert Rouet war vor drei Jahren zu einem Symposium zu Gast in Greifswald. Er berichtete dort von den Basiskirchen, die man nach lateinamerikanischem Vorbild dort in dem Bistum gegründet hatte, ca. 300. Eine Dame von der mecklenburgischen Kirchenzeitung sagte – und so dachte wohl einige im Raum: „Das geht bei uns nicht. Bei uns gibt es die Menschen nicht, die so einen Weg mitgehen würden“ Daraufhin entgegnete er: Es gibt „keinen Ort ... , der so arm an Menschen und Mitteln wäre, dass man dort keine Basisequipe [= 5 Leute, die sich zu einem Leben als Kirche bereit erklären] konstituieren könnte. Es sind nicht die Christen, die fehlen, was fehlt ist das Vertrauen, das man ihnen entgegenbringt.“ Markanterweise erinnert hier ein katholischer Bischof an ein zentrales Vermächtnis der Reformation, vor deren kirchenpolitischer Einlösung wir 500 Jahre danach noch immer stehen: Dem Priestertum der Glaubenden und dem Ernstnehmen der Taufnade – wie es die Freunde aus den Bistümern formulieren.

³⁸ Allerdings war das auch schon eine frühe Lernerfahrung im EKD-Zentrum Mission in der Region: Regionalisierung geht nur mit den Gemeinden; muss von unten wachsen: starke Regionen brauchen starke Gemeinden. Vgl. auch These 2 aus Freiraum und Innovationsdruck: *These 2: Beide Studien stärken die Einsicht: Lokalität, Kontextsensibilität und Nutzung dessen, was zufällig gegeben ist, sind ein Schlüssel zu kirchlicher guter Arbeit. Und These 9: These 9: Die Bedeutung lokaler Kirche, der Wert von Nähe ist bei künftigen Strukturmaßnahmen zu berücksichtigen. Dass dies keine bloße Alternative zu größeren Einheiten (Regionalisierung und Zentralisierung) darstellt, sondern beide Logiken vereint werden können, zeigen manche der untersuchten Beispiele eindrücklich.*

Wir versuchen dies u.a. mit dem Prozess Erprobungsräume: Menschen werden eingeladen, den leeren Raum, den unser Signet zeigt, mit ihren Formen von Kirche, die vor Ort passen und nach außen strahlen, zu füllen. Wir wollen nicht vorgeben, wie diese Füllung auszusehen hat, sondern öffnen und warten, was Menschen mit ihrem Gottvertrauen hier hineingestalten werden. Uns geht es dabei landeskirchlicherseits – mit allen Bauchschmerzen, die das auch bereitet – nicht nur um die neuen Formen, sondern eigentlich um die Gestaltung des Miteinanders. Die wirklich revolutionäre Idee an den FX in England ist die sog. Mixed Economy. Die Gestaltung des Nebeneinander in der Kirche, der Abschied von Vereinheitlichungen, die die Institution vorgibt. Da ist nicht mehr die eine Kirche, die versorgt und die damit definiert, wie Kirche auszusehen hat. Da ist eine Kirche, die gewährleistet und als Dienstleister für die Akteure vor Ort auftritt. Das ist für mich die Institution der Zukunft.

Kirche in ländlichen Räumen wird künftig vielfältiger sein, weil sich a) ländliche Räume immer disperater entwickeln werden und b) Menschen und Gegebenheiten vor Ort einen stärkeren Einfluss auf ihre Gestalt haben werden.

Mit dieser Grundthese möchte ich mich auch deutlich von denen distanzieren, die ein Leitbild für die ländliche Entwicklung der Zukunft ausgeben. Dazu gehört auch der Berliner Bischof Markus Dröge, der bei der vorletzten Landkirchenkonferenz der EKD in Northeim dazu referierte und das Leitbild³⁹ eines Netzes von Christen bzw. kirchlichen Stützpunkten, die über eine Region gespannt sind, entwickelte. Sicher spricht vieles für diese Vision in Brandenburg. Allerdings wurde sie erst entfaltet, nachdem ein anderes Leitbild von Kirche zu dekonstruiert wurde: Das der „lebendigen Gemeinde“. Dies sei letztlich eh nur ein historisches Konstrukt und passe nicht mehr zur Brandenburger Wirklichkeit. Problematisch finde ich daran nicht nur den Abgesang auf die lebendige Gemeinde, die sicher auch in 50 Jahren in manchen Regionen sehr lebendig sein wird. Problematisch finde ich, dass das Bild des Netzes das der lebendigen Gemeinde ablöst – sie also exklusiv zu verstehen sind. Damit präsentiert er eine Denkform, die leider in unserer evangelischen Kirche in morphologischen Fragen vielerorts begegnet: Die Eingleisigkeit, die versucht, *ein* Bild oder *eine* Gestalt oder *eine* Form von Kirche zu favorisieren. Auf ein Bild zu setzen (sei es nun lebendige Gemeinde oder Netz), das ist für mich das falsche Bild – und ein Bild, das ich gern dekonstruieren möchte.

Und noch mit einem dritten Grund möchte ich das Plädoyer für die Vielgestaltigkeit stützen: Die vorhin skizzierten neuen Formen von Kirche im ländlichen Raum: Von mobiler Jugendarbeit bis hin zum Camp sind zwar Kirche, aber eine Kirche auf Zeit, eine flüchtige und fragile Form. Sie benötigt die anderen Formen, um eigene Defizite – beispielsweise bei der Feier der Sakramente – auszugleichen. Kirche wird mit ihrer morphologischen Ausdifferenzierung ergänzungsbedürftig – und das ist kein Mangel, sondern eine große Stärke!

Und zuletzt möchte ich Sie mitnehmen auf eine Phantasiereise; wir schreiben das Jahr 2045 - ich bin im Ruhestand und eingeladen, doch mal wieder die württembergische Metropole zu besuchen. Ich habe mir vorgenommen, das Agnize entschleunigt anzugehen und fahre mit dem Auto überland – mit einer Übernachtung dazwischen. So kann ich die herrliche Natur in mich aufsaugen – ziehe so vorbei an den Seen, die Flusstäler entlang, an bunt belaubten Weinbergen, über den Kamm des Thüringer Waldes, über die Felder des Hohenlohischen. Und da ich in den Dörfern gewöhnlich anhalte, bekomme ich einiges davon mit, wie Kirche hier organisiert ist. Zunächst mache ich Halt in einer Hörspielkirche und lasse mich berieseln von einem ausgezeichnet gelesenen Roman. Beim Picknick auf dem Dorfplatz tuckert die mobile Jugendarbeit an mir vorbei: Die Gemeindepädagogin, die zur Schule unterwegs ist, um dort offene Arbeit anzubieten. *Wieder ein Stück weiter treffe ich auf eine Kirche, in der wöchentlich Kinovorführungen stattfinden – aber heute Abend bin ich schon in einer kleinen Kommunität eingeladen, die für ihre Region die Funktionen der Kirche wahrnehmen. Am nächsten Morgen besuche ich eine Kirche mit imposantem Gemein-*

³⁹ Dröge, Markus, Je größer die Maschen, desto fester die Knoten, Leitbilder für eine „Kirche in der Fläche“, verfügbar unter: https://d2r0d2z5r2gp3t.cloudfront.net/page_assets/files/10011/1369899750-26545bc6d2d062dfcc3c64847e2fb057.pdf (zuletzt besucht am 15.03.2017).

dezentrum und regem Gemeindeleben. Dort werden *Glaubenskurse für die Region angeboten; Kinder und Jugendliche gestalten hier eine Art Jugendkirche. Dann stoppe ich in einem Bibelgarten, den ein älteres Ehepaar liebevoll im Garten des alten Pfarrhauses eingerichtet hat. Natürlich komme ich an vielen Schaukästen vorbei, in denen nicht mehr die eigenen Veranstaltungen angekündigt werden, sondern die vom nächsten Ort. Das Pfarrhaus ist dort verkauft, die Kirche gesperrt, weil der Turm einzufallen droht. Weiter reisend nehme ich an einer Andacht teil, zu der 20 Leute erscheinen, in der man schweigt, hört und gemeinsam betet – und sich hinterher herzlich begegnet. All dies imaginiere ich vor meinem inneren Auge beim Blick in die Zukunft – Vielfalt; Modelle von Kirche, die heute schon sichtbar sind und die einander ergänzen.* Nun hoffe ich zum Schluss zwei Sachen: Dass wir diese Zukunft 2045 noch erleben und sie mich dann nicht – wie Herrn Stiefl – verjagen, weil ich 2017 zu großen Unfug erzählt habe.

Dr. Thomas Schlegel